

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 3

Artikel: Vor 400 Jahren eroberten die Berner die Waadt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich bin nun Lehrer. Und du, Karl, sollst nicht über meinen Beruf spotten!“

Karl lachte.

Lothar sagte: „Ich will meine Wirksamkeit mit glatter Rechnung beginnen.“

„Du meinst, ich sei ein Fehler in dieser Rechnung“, bemerkte der Student herb. „Ich scheide gerne aus.“

„Karl“, rief die Mutter, „du bleibst bei mir. Hier befehle ich.“

Der Student schüttelte abwehrend seine Mähne und deutete auf seinen Gegner.

Nochmals wandte Lothar versöhnlich ein: „Warum müssen wir denn im Hader leben? Wenn wir uns zu Vaters Zeiten aus jugendlicher Torheit nicht vertragen konnten, so sollte uns doch der jähe Tod zur vernünftigen Gesinnung gebracht haben.“

Karl biß sich in die Lippen, daß jede Weichheit in die Zähne gepreßt wurde. Teuflich zischte er: „Dann müßte man vergessen, daß du ihn getötet hast.“

„Ich?“ schrie Lothar in wilder Empörung.

„Schrei nicht so toll“, unterbrach ihn Karl, „das ändert nichts mehr.“

„Diese ganze traurige Geschichte magst du verantworten, du Zänker!“ Lothar schnob in aufwallendem Zorn.

Karl kniete wie ein Fechter ein, der zu den letzten Streichen ausholt, und seine Worte fielen schmissig: „Zänker? — Ja, ich will es sein. Zwischen uns soll Unfriede herrschen, wie er immer geherrscht hat. Ich mag dich nicht leiden; dein Wesen, deine Gedanken, deine Gebärden und

deine Stimme vertrag' ich nicht. Ich bin aus anderem Material als du. Ich mag keine Gründe angeben. Ich bin nun einmal ein solcher Mensch. Ich kann dich im besondern und die Schulmeister im allgemeinen nicht ausstehen. Unsere Wege laufen weit auseinander.“

Frau Waldauer trat zwischen die Streitenden und sagte entschieden zum unerwünschten Besucher: „Wie verantwortest du es, unseren Frieden gehässig zu stören?“

Lothar starrte unverständlich auf die Frau und sagte mühsam: „Solcher Weise beliebt es euch, meine Absicht aufzufassen. Dann ist es gut!“

„Phrasen“, rief Karl, „genug der Komödie.“

„Ja, genug, ich gehe“, sagte Lothar. In seinem Kopfe rauschte das Blut. Er suchte nach einem Worte, das zünden sollte wie ein Blitz. Er fand es. An Karl vorbeischießend, rief er mit bebender Stimme: „Du bist ein Rain!“

Er schwenkte seinen Hut, um das Weh, das ihm in den Augen brannte und ihn blendete, zu verschleichen, und stürzte aus dem Zimmer. Die zornige Hand faßte hart die Klinke und war im Begriffe, die Türe in den Rahmen zu schmettern, aber im letzten Augenblick bezwang er sich und schloß sie sachte zu.

Er wankte die Treppe hinunter, als steige er in eine Schlucht und Gruft hinab. Mit einem halben Schrei torkelte er aus der Haustüre in das Getriebe der Straße hinaus. Tief holte er Atem und hauchte alle Widerwärtigkeit von sich. Sein Selbstgefühl versteifte sich zu Troß. Kein zweites Mal würde er zum Bettler werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vor 400 Jahren eroberten die Berner die Waadt.

Die alten Berner haben immer eine großzügige Politik betrieben. Von jeher waren sie bestrebt, sich nach Westen zu sichern, ihr Besitztum bis zum Jura auszudehnen und vor allem die Stadt Genf in kein Abhängigkeitsverhältnis treten zu lassen. Genf, Tür und Tor zur Eidgenossenschaft, wie ein alter Geschichtsschreiber meinte, stand im Mittelalter einem Bischof, wußte sich aber gegen dessen Uebergriffe immer zu wehren. Da bekam 1287 Graf Amadeus von Savoyen das Inselchloß in der Rhone in seinen Besitz und zwang nun den Bischof, ihn als „Bisdomne“ anzuerkennen. So ging praktisch die Zivil- und Polizeigerichtsbarkeit in Genf an das Haus Savoyen über, das zukünftig auch dafür sorgte, daß nur seine Günstlinge auf den Bischofsstuhl kamen. Die Bürger von Genf hatten ihre liebe Not, wenigstens einen Teil ihrer Freiheit zu behalten. In der höchsten Not schlossen sie 1519 mit Bern und Freiburg ein Burgrecht ab. Die Eidgenossen standen aber seit den italienischen Feldzügen in einem Bündnisvertrage mit Savoyen. Daher protestierte der Herzog Karl III. von Savoyen gegen dieses Burgrecht und brachte es glücklich dazu, daß die Tagakung es als ungültig erklärte. Nun fing die savoyische Schreckensherrschaft erst recht an. Der junge Genfer Ratsherr Philipp Berthelier, der sich den Machinationen energisch widersetzte, wurde gefangen gesetzt und hingerichtet. Genfer, die savoyisches Besitztum betrafen, wurden ohne weiteres verhaftet. Auch ein anderer Genfer, Lévrier, wurde enthauptet. Die Genfer wandten sich wieder an Bern, und am 8. Februar 1526 konnte das Burgrecht erneuert werden. Auch die Bürger von Lausanne schlossen, gegen den Willen ihres Bischofs, ein Burg-

recht mit Bern und Freiburg. In ähnlicher Weise übernahm Bern auch den Schutz von Payerne, Neuenburg und Biel.

Unterdessen zwangen die Genfer etwa 40 „Mameluken“ (Anhänger des Herzogs), die Stadt zu verlassen. Wutvoll schloß der Savoyener den sogenannten „Löffelbund“ gegen Genf, so geheißen, weil der Herzog an einem Bankett erklärte: „So wahr ich dich halte (er hob den Löffel auf), so fressen wir Genf!“

Im Jahre 1529 erschien erstmals eine Hilfsmannschaft von 800 Bernern und Freiburgern in Genf, aber kaum war sie fort, so trieben es die Herren vom „Löffelbund“ ärger denn je. Bern und Freiburg antworteten mit dem Zug eines Heeres von 10,000 Mann, das den Herzog zum Frieden von St. Julien zwang. Karl III. versprach, Genf zukünftig nicht mehr zu schädigen. Als Pfand setzte er die Waadt ein, die sofort besetzt werden dürfe, wenn er sein Versprechen breche. Der Schiedsspruch der Eidgenossen von Payerne vom 31. Dezember 1530 bestätigte diese Abmachungen.

Vom Jahre 1532 weg wurde die Bewegung gegen Genf auch religiöser Art. Ihres Bischofs längst überdrüssig, der nie ihre Interessen, sondern stets jene des Herzogs von Savoyen vertreten hatte, waren die Genfer den Reformationslehren von Julius Farel umso zugänglicher. 1533 mußte der Bischof abziehen, am 10. August 1535 wurde die Messe abgeschafft. Freiburg trat von seinem Burgrecht zurück. Die katholischen Orte standen offen auf der Seite der Savoyener. So fühlte sich der Herzog gedeckt, begann neuerdings ein Schreckensregiment scheußlichster Art. Kein Genfer durfte sich mehr außerhalb der Stadtmauern wagen.

Genf sandte Bittgesuch auf Bittgesuch um Hilfe nach Bern: „Wenn keine Hilfe kommt, werden wir gezwungen sein, die Stadt preiszugeben ...“ Oder: „Wir haben weder Korn noch Wein, weder Butter noch Käse Wir haben nichts mehr zum Leben, weder Holz, noch Kohle. Wir waren sogar gezwungen, die schönen, guten Nussbäume der Wiese von Blainpalais zu fällen, um Brennmaterial für unsere Leute zu bekommen“. Am 14. Dezember 1535 meldeten sie nach Bern: „Es ist unmöglich, die Armut und das Elend länger auszuhalten, und wenn wir auch völlig zugrunde gehen sollten, wir müssen zu den Waffen greifen ...“

Etwas mußte gehen. Den Ausschlag für Bern gab der Umstand, daß der König von Frankreich sich geneigt zeigte, Genf Hilfe zu gewähren. Nun befragten sie die Ämter um ihre Meinung. Und diese waren einmütig in der Ueberzeugung, Genf müsse „entschüttet“ werden. Am 13. Januar 1536 war die Kriegserklärung an Savoyen beschlossene Sache. Am 16. Januar ging sie ab, am 22. Januar zogen 6000 Berner unter dem Kommando des Hauptmanns Hans Franz Nägeli, „des letzten Kriegsmannes der alten Eidgenossenschaft, dem es beschieden war, seinen Namen in rühmlicher Weise in die Annalen unserer Landesgeschichte einzuschreiben“, aus.

„Es trat hinaus der Bär aus seiner Höhle,
Das kluge Tier,
Mit festem Schritt und unerschrocknem Sinn.
Hinaus ins Feld trat er,
Dem Tode zu entreißen,
Wen als verloren gibt
Die ganze Welt.“

Glorreich war der Kriegszug. Sozusagen ohne Schwertstreich besetzten die Berner in raschem Zug die ganze Waadt.



Bei der Eroberung des Schloßes Chillon durch die Berner am 29. März 1536 wurde der 6 Jahre unschuldig gefangene Genfer Geschichtsschreiber Bonnivard befreit.



Hans Franz Nägeli, der Eroberer der Waadt, Schultheiß der Stadt und Republik Bern.

Zu Moudon setzten sie einen Landvogt ein. In Genf zogen sie als Befreier und Sieger am 2. Februar 1536 ein. Die Ländchen Gex und Chablais wurden ebenfalls erobert.

Eine Zeitlang machten die Berner allerdings auch Wiene, Genf in ein Abhängigkeitsverhältnis zu setzen, doch ließen sich dies die Genfer nicht gefallen. Unterdessen wurde auch die Stadt Yverdon belagert:

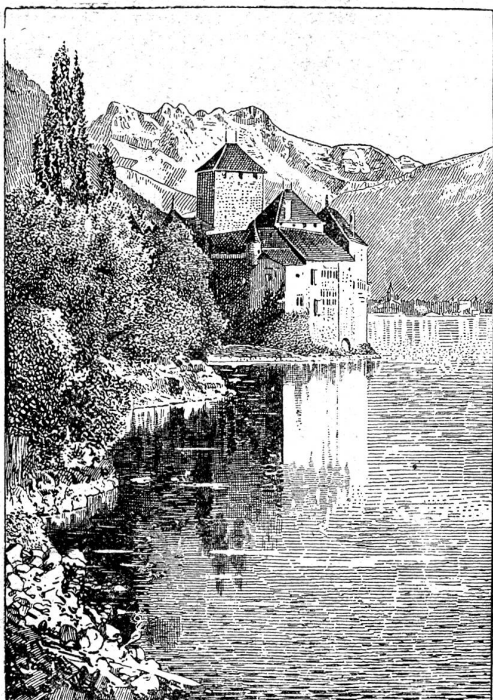
„Man lud am ersten Tag gen Abend die Kanonen,
Die Schlangen, Mörser, Hafenbüchsen und Falkonen.
Es grüßt der Kanonier alsdann rasch wie der Blik
Und flug die Stadt mit allem mächtigen Geschüh.“

Am St. Matthiastag ergab sich Yverdon.

Hans Franz Nägeli sah seine Aufgabe erfüllt. Ohne einen Mann eingebüßt zu haben, zog er am 1. März 1536 wieder in Bern ein. Aber die gnädigen Herren waren noch nicht ganz zufrieden. Noch war das feste Chillon am Genfersee nicht bezwungen, das die Eidgenossen im Murtenkrieg umsonst belagert hatten. Mit 1500 Mann und schwerem Geschüh wurde Hans Franz Nägeli zum zweiten Male ausgeschiedt. Am 27. März langte er vor dem Schloß Chillon an. Die Genfer sandten vier Schiffe, um die Festung auch auf der Wasserseite zu blockieren. Zwei Tage spielten die Geschütze, dann fand es der Verteidiger für geraten, sich über den See davonzumachen. Im Schloß Chillon war seit 1530 der edle Genfer Bonnivard gefangen. Er war mit schweren Ketten an die Mauern seines Gefängnisses gefesselt worden, aber glücklicherweise noch am Leben. Nun wurde der edle Dulder befreit. Am 1. April 1536 wehte die Bernerfahne von den Zinnen von Chillon, das in der Folge die bernischen Landvögte aufnahm.

Gleichzeitig wurde auch dem Bischof von Lausanne der Krieg erklärt, die Stadt besetzt, der größte Teil des Kirchenschatzes nach Bern geführt. Das eroberte Gebiet wurde in

mehrere Landvogtbezirke eingeteilt und einem gemeinsamen Generalsfeldmeister unterstellt. Doch verliehen die Berner dem Waadtland bedeutende Vorrechte, ganz besonders Lau-



Schloß Chillon. Nach einer Zeichnung.

sanne. Zugleich wurde die Einführung der Reformation verfügt.

Allerdings verflossen noch fast drei Jahrzehnte, bis sich die Berner des ungestörten Besitzes des eroberten Landes so recht freuen konnten. Der Papst, der Kaiser selbst, waren gegen sie. In Bern war man aber entschlossen, „eher keinen Stein auf dem andern zu lassen, als die neu gewonnenen Lande herauszugeben“. Im Vertrage zu Lausanne von 1564 mußten sie trotzdem ungefähr einen Drittel wieder preisgeben; nämlich Gex und Chablais. Savoyen verzichtete dafür für immer auf die Waadt und anerkannte das bernische Bürgerrecht mit Genf. Die Könige von Frankreich und Spanien übernahmen die Bürgerschaft für die Einhaltung des Vertrages.

V.

Sven Hedin erzählt...

...Ich sollte erschossen werden.

„Großes Pferd“ war der Beiname des jungen chinesischen Generals Ma Chung-yin, in dessen Hände der berühmte schwedische Forscher auf seiner letzten Expedition fiel. Ma war von bewundernswerter persönlicher Tapferkeit, aber leider auch unerhört grausam. Bei der Erstürmung von Städten pflegte er der erste auf der Stadtmauer zu sein, ließ aber zuweilen die ganze Bevölkerung niedermähen, wenn sie sich nicht rechtzeitig ergeben hatte. Man könnte Ma als den Napoleon von Sinkiang bezeichnen: auch er wollte — im Bündnis mit Deutschland, Rußland und der Türkei — die ganze Welt erobern, hatte anfänglich große Erfolge und wurde schließlich vom Geschick ereilt. Zu seiner Flucht erzwang er sich von Sven Hedin die Kraftwagen der Expedition, nachdem er den Forscher und seine Kameraden bereits hatte an die Wand stellen und mit Erschießen bedrohen

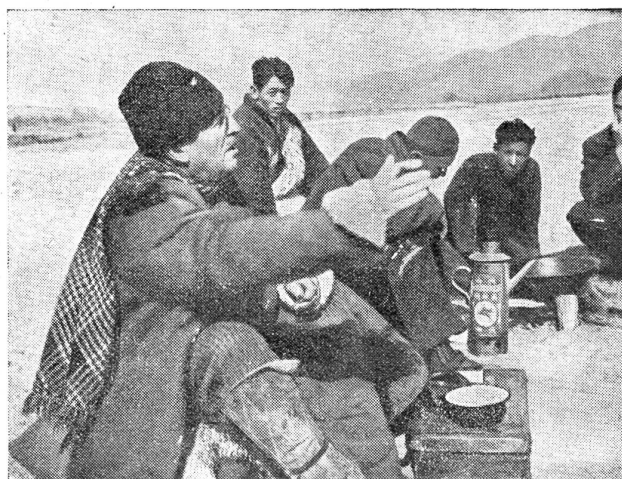
lassen. In seinem neuen Buch „Die Flucht des Großen Pferdes“ (mit 117 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie einer vierfarbigen Routenkarte), dessen Erscheinen der Forscher in seinen Vorträgen schon selbst angekündigt hat, schildert Sven Hedin, wie es ihm und seinen Gefährten als „Gästen“ des Großen Pferdes und, nach dessen Weggang von der Kampfbühne, als Spionageverdächtigten ergangen ist, denen nun auch die Feinde Mas nach dem Leben trachteten. Das Werk gibt ein erschütterndes Bild von innerasiatischer Kriegsführung und von Abenteuern, die mutige, aber friedliche Forscher inmitten dieses Hexenkessels zu bestehen hatten. Wir entnehmen dem Buch den Abschnitt, in dem Sven Hedin erzählt, in welcher „liebenswürdiger“ Weise der „Verleih“ der Expeditionskraftwagen vereinbart wurde.

Zehn Minuten später kam New und meldete, zwei Soldaten seien da, ich würde ans Telefon beim Kommandanten gerufen, da eine wichtige Botschaft für mich aus Khara-schar eingegangen sei. Es wurden Bedenken geäußert, es könne eine List sein. Ich nahm New und Georg als Dolmetscher mit und Effe als Fahrer für die Limousine. In dieser lagen in einer Handtasche meine Tagebücher, Handschriften und Karten sowie im Rücksitz mein prachtvoller Zeißfernstecher. Wir stiegen ein. Die beiden Soldaten stellten sich auf die Trittbretter und zeigten Effe den Weg — keineswegs zum Namen des Kommandanten und zu seinem Telefon, sondern nach dem Quartier von Chang und seinen Leuten, wo wir gestern Abend gegessen hatten.

Wir wurden schräg über den Hof geführt, nach dem Zimmer mit dem einsamen Stearinlicht, und gebeten, am Tisch Platz zu nehmen. Tee, Zucker und Zigaretten wurden vorgesetzt. Schon in der Tür stand ein halbes Duzend Soldaten mit Gewehren und Pistolen; im Zimmer waren ebensoviel und auf dem Hof, der nur durch den Lichtschein aus dem Fenster erleuchtet wurde, zwanzig oder dreißig Mann versammelt, alle bewaffnet.

Jetzt wiederholte Chang seine Forderung. Telephonischer Bescheid wäre von Ma Chung-yin aus Dawancheng gekommen, und auch ein schriftlicher Befehl wäre mit Kurieren nach Khara-schar geschickt worden. Dieser Befehl sei eindeutig. Er müßte heute Abend ein Lastauto haben.

In bestimmter Form und mit Betonung jedes Wortes antwortete ich: „Wir stehen im Dienst der Zentralregierung.“



Aus: Sven Hedin, „Die Flucht des Großen Pferdes“. Mit Genehmigung des Verlages Brockhaus, Leipzig.

Ich bin dafür verantwortlich, daß der Befehl der Regierung ausgeführt wird. Die Autos gehören nicht uns, und eins darf verliehen werden.“